

Zur Situation von Musiktherapie und Musikpsychologie: Wandel im Wissenschaftsverständnis als Chance zur Kooperation

Heiner Gembris

ZUSAMMENFASSUNG: Trotz des gemeinsamen Bezuges auf die Musik als psychologisch wirksames Agens haben sich Musiktherapie und Musikpsychologie bislang nicht zu einer interdisziplinären Kooperation zusammengefunden. Die Gründe dafür liegen in den verschiedenen fachlichen Aufgabengebieten, in spezifischen fachimmanenten Entwicklungen und vor allem auch in einem unterschiedlichen Wissenschaftsverständnis. Der vorwiegend empirisch-experimentellen Forschung in der Musikpsychologie steht ein mehr intuitiv-ganzheitliches Denken in der Musiktherapie entgegen. Ein zunehmendes Unbehagen an einem überwiegend quantifizierenden Typus von Forschung mit beliebig wirkenden Fragestellungen führt in der Musikpsychologie zu einem wachsenden Interesse an qualitativen Denkweisen und dem Bemühen, den musikalischen Lebenswelten gerechter zu werden. Andererseits entsteht aus fachimmanenten Entwicklungen innerhalb der Musiktherapie ein größeres Interesse an empirischer Forschung, das sich auch in der Durchführung von entsprechenden Projekten niederschlägt. Durch diesen Wandel in anthropologischen Grundauffassungen und im Wissenschaftsverständnis der beiden Fächer erwachsen neue Chancen der interdisziplinären Kooperation.

SUMMARY: Although music therapy and music psychology have a common relationship with music as a psychologically effective agent, there has not so far been any interdisciplinary cooperation between them. The reasons for this lie in the different terms of reference of the two fields, in specific immanent developments and, above all, also in different scientific concepts. The primarily empirical-experimental nature of research in music psychology contrasts with a more intuitive-holistic philosophy in music therapy. In music psychology, increasing dissatisfaction with a kind of research that relies mainly on quantifying, with problems that appear to be arbitrary, is leading to an increasing interest in qualitative approaches and an effort to take more account of musical worlds. On the other hand, developments which are inherent in music therapy are resulting in increasing interest in empirical research, and this is finding expression, among other things, in the implementation of projects designed to achieve this goal. This change in basic anthropological ideas and in scientific conceptions in the two fields is generating new opportunities for interdisciplinary cooperation.

Trotz des gemeinsamen Bezuges auf die Musik als psychologisch wirksames Agens entwickelten sich Musikpsychologie und Musiktherapie in den vergangenen Jahrzehnten nebeneinander her, ohne groß Notiz voneinander zu nehmen, und soweit sie voneinander Kenntnis

nahmen, betrachteten sie sich meist mit mehr oder weniger großer Skepsis. Obgleich sich dieses distanzierte Verhältnis noch nicht grundlegend geändert hat, scheint sich doch in jüngerer Zeit ein Wandel in den gegenseitigen Beziehungen abzuzeichnen; Musiktherapie

und Musikpsychologie scheinen sich annähern zu wollen und suchen nach Möglichkeiten interdisziplinärer Kooperation. Was sind die Gründe für diese Annäherung?

Gemeinsame Fragestellungen und Forschungsprobleme liegen eigentlich auf der Hand. So befaßt sich die Musikpsychologie beispielsweise mit der Frage, welche Faktoren musikalische Verhaltensweisen ermöglichen, determinieren bzw. auch verhindern, oder mit der Frage, welche seelischen Prozesse und Befindlichkeiten sich in der Musik widerspiegeln, was das Musizieren oder Musikhören bewirkt u.a.m. Solcherart psychologisches Wissen über die Beziehungen zwischen Musik und Menschen müßte die theoretische Grundlage musiktherapeutischen Handelns sein. Die Musiktherapie ihrerseits ist ein Ort, an dem besondere Formen des Musikhörens und -produzierens stattfinden, wo auch die damit verbundenen seelischen Prozesse thematisiert werden. Deswegen könnte die Musiktherapie eine wichtige Erkenntnisquelle für die Musikpsychologie sein.

Leider wurde diese gegenseitige Verschränkung in der Vergangenheit zu wenig wahrgenommen, von der Musikpsychologie wohl noch weniger als von der Musiktherapie; jedenfalls hat sie kaum zu praktischen Konsequenzen geführt. Gründe dafür liegen sicher zu einem großen Teil in der unterschiedlichen Herkunft, den unterschiedlichen Aufgabengebieten und in der getrennten fachimmanenten Entwicklungsgeschichte dieser Disziplinen. (Die Rolle dieser Faktoren habe ich an anderer Stelle dargestellt (6).)

Divergenzen

Außerdem gibt es gravierende Diskrepanzen in den jeweiligen Menschenbildern, Denkweisen und Auffassungen über Musik. So wird der Musikpsychologie von der Musiktherapie vorgeworfen, sie sei positivistisch, arbeite vorwiegend mit experimentell-statistischen Methoden, die für die Musiktherapie nicht hilfreich seien (z. B. 16, S. 26f), ein Vorwurf, der nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist. Diese Kritik trifft aber nicht allein die Methoden, sondern auch das dahinterstehende Men-

schenbild und das Wissenschaftsverständnis. Charakterisierende Stichworte dafür sind die naturwissenschaftliche Orientierung, das rational-analytische Denken, die Standardisierung der Methoden, das Streben nach objektivierbaren Aussagen etc. Dieses Wissenschaftsverständnis steht natürlich in scharfer Opposition zu der Betonung von Subjektivität, Intuition und Ganzheitlichkeit in der Musiktherapie. Diese Wertvorstellungen wiederum konnten bislang kaum in systematische musiktherapeutische Forschung umgesetzt werden, so daß die Musiktherapie der musikpsychologischen Forschung aus eigenen Mitteln kaum etwas entgegensetzen kann. „Kunsttherapeutische Forschung ist Brachland“, stellt *P. Petersen* lakonisch fest (14, S. 1), womit er leider recht hat. Dazu kommt, daß sich die Musikpsychologie als eine theoretische, erklärende Wissenschaft versteht, während die Musiktherapie eine handelnde mit praktischen Folgen ist.

Hier scheint sich jedoch sowohl innerhalb der Disziplinen als auch zwischen den Disziplinen m.E. ein folgenreicher Wandel abzuzeichnen, der mit Veränderungen in den Menschenbildern und einem veränderten Wissenschaftsbegriff zusammenhängt.

Wandlungen musikpsychologischer Forschung

Mit der zunehmenden Einsicht in die Bedeutung des situativen, biographischen und sozialen Kontextes des musikalischen Erlebens, der sich dem kontrollierenden Zugriff des Forschers entzieht, wächst auch in der Musikpsychologie das Unbehagen an einem Typus experimenteller Forschung, in welchem ausschließlich isolierte Reaktionen anonymer Versuchspersonen auf musikalische Reize vermessen werden. Zudem muß man auch eingestehen, wie *H. de la Motte-Haber* im Vorwort ihres „Handbuchs der Musikpsychologie“ vermerkt (12), daß die musikpsychologische Forschung seit den 60er Jahren weitgehend den Bezug zur Musik verloren hat und der Gefahr einer planlosen Ansammlung von unrelevantem Wissen nicht völlig entgangen ist.

Das Unbehagen über diese Sachverhalte hat mit dazu beigetragen, daß man sich in der

musikpädagogischen und musikpsychologischen Forschung der letzten fünf Jahre zunehmend bemüht, dem Individuum und seiner individuellen musikalischen Erfahrung und Entwicklung gerechter zu werden. Dazu sind experimentelle und quantitativ-statistische Methoden oft nur wenig geeignet, und deshalb werden interpretativ-ideographische, biographische und andere qualitative Methoden wiederentdeckt und neu entwickelt. So finden wir z. B. biographische Studien über musikalische Hochbegabung (3) oder musikalisches Lernen im Instrumentalunterricht (7). Andere Arbeiten versuchen Bezüge herzustellen zwischen musikalischen Vorlieben einerseits und der Lebenswelt andererseits, etwa der Wohnungseinrichtung, der Kleidung etc. (9; 2), wieder andere untersuchen die musikalische Erlebniswelt von Kindern anhand der Interpretation von Kinderzeichnungen (10).

Diese zunehmende Tendenz zu qualitativer Forschung, die versucht, ihre Methoden dem Individuum und seiner Lebenswelt anzupassen statt umgekehrt, ist jedoch nicht allein spezifisch für die Musikpsychologie, sondern sie ist ein allgemeiner Trend in den Sozialwissenschaften, der sich in Psychologie, Soziologie und Pädagogik seit gut zehn Jahren bereits weit ausgebreitet hat. Das damit einhergehende veränderte Wissenschaftsverständnis dürfte die musikpsychologische Forschung in den nächsten Jahren näher an die Musiktherapie heranführen.

Wandlungen musiktherapeutischer Forschung

Andererseits ist in der Musiktherapie ein wachsendes Bemühen um Fundierung durch empirische Forschung spürbar. Zwar ist die Forderung innerhalb der Musiktherapie nicht neu, aber sie scheint in jüngerer Zeit eine andere, ernsthaftere Qualität anzunehmen. In einer Zeit, als die Musiktherapie vor allem mit berufspolitischer Profilierung und Institutionalisierung befaßt war, blieben die Forderungen nach empirischer Forschung und Begründung meist nur Lippenbekenntnisse, die selten in die Tat umgesetzt wurden, nicht zuletzt deshalb, weil sowohl die personellen als auch fachlichen Kapazitäten dazu fehlten. Heute, da die institutionellen Voraussetzungen ge-

schaffen sind und eine Generation von Musiktherapeut/inn/en ausgebildet wird, die bereits in ihrer Ausbildung entsprechend qualifiziert werden könnten, und da gleichzeitig die Notwendigkeit empirischer Forschung immer dringlicher ins Bewußtsein rückt, sind Bedingungen entstanden, die größere Chancen bieten, die allfällige empirische Forschung auch tatsächlich durchzuführen. Dafür, daß man auch wirklich damit begonnen hat, gibt es einige Anzeichen: so sind hier die Ulmer Workshops für musiktherapeutische Grundlagenforschung zu nennen, die seit 1988 jährlich an der Universität Ulm durchgeführt werden, oder das Loccum Symposium für kunsttherapeutische Forschung oder einzelne herausragende Publikationen wie die Dissertation von R. Töpker (16). Zugleich zeichnet sich auch ein qualitativer Wandel in manchen musiktherapeutischen Konzeptionen sowie die Entwicklung neuer Vorstellungen ab. Die Idee beispielsweise, daß eine spezifisch musiktherapeutische Diagnose und Indikation erst im musiktherapeutischen Prozeß entwickelt werden müsse (17, S. 84; 14, S. 10), bricht deutlich mit früheren Konzeptionen, denen zufolge Musiktherapie erst nach einer *medizinischen* Diagnose durchgeführt werden soll. Bemerkenswert ist der Versuch zu einer eigenen, spezifisch musiktherapeutischen Gegenstandsbindung oder die Vorstellung, Musiktherapie auch als Forschungsinstrument für musikpsychologische Fragestellungen zu betrachten (16, S. 29); eine Vorstellung, die sich in Einklang befindet mit neueren musikpsychologischen Vorstellungen.

Annäherungen

Diese Sachverhalte, nämlich der Wandel im Wissenschaftsverständnis und die Orientierung auf ein ganzheitliches Menschenbild in der Musikpsychologie einerseits und veränderte Voraussetzungen und Einstellungen zur empirischen Forschung in der Musiktherapie andererseits, werden – sollten sie sich weiter durchsetzen können – dazu führen, daß sich die beiden Disziplinen aufeinander zu bewegen; nicht zuletzt auch deshalb, weil die methodologischen Barrieren und die daran geknüpfte gegenseitige Kritik, die einer Kooperation entgegenstehen, geringer werden.

Dabei wird sich auch ein gemeinsames, gegenstandsbezogenes Interesse an qualitativen Forschungsansätzen und -methoden (weiter) ausbilden. Dies möchte ich an einem Beispiel verdeutlichen.

Wenn man den Bericht-Band über die Loccum-Tagung „Ansätze kunsttherapeutischer Forschung“ (1990) durchblättert, fallen u.a. folgende Stichwörter bzw. Forderungen auf:

- die Forderung nach genauen Beschreibungen von Phänomenen, nach Rekonstruktion und Verstehen von Erfahrungen,
- die Forderung nach Dokumentation von Einzelfällen, aufgrund derer durch Typisierung Verallgemeinerungen entwickelt werden sollen,
- die Orientierung am Individuum,
- die Forderung nach Rekonstruktion dessen, was (psychologisch) in der Musik und darüber hinaus der Fall ist,
- die Frage nach Biographie,
- die Forderung nach eigener Gegenstandsbildung,
- die explizite Einbeziehung kontrollierter Subjektivität der Forscher.

Dies sind Standpunkte und Forderungen, die genauso gut aus neueren Strömungen der Musikpsychologie stammen könnten. Zugleich beschreiben diese Standpunkte auch die Zielrichtung qualitativer Forschungsansätze. Unter den Sammelbegriff „qualitative Forschung“ fallen eine ganze Reihe teilweise sehr unterschiedlicher Forschungsstrategien, die von ihrer wissenschaftstheoretischen Position her phänomenologisch-hermeneutisch orientiert sind und sich als eigenständige Ergänzung, aber auch als Gegensatz und Abgrenzung von der naturwissenschaftlich-experimentell orientierten Sozialforschung verstehen. Methoden, mit denen qualitative Forschung arbeitet, sind beispielsweise Fallstudien, verschiedene Formen von Interviews, Inhaltsanalyse, Beobachtungsverfahren oder biographische Methoden, um nur einiges zu nennen.

Beispiel: Gegenstandsbezogene Theoriebildung

Von den qualitativen Forschungsansätzen könnte m.E. insbesondere ein Ansatz, der unter dem Namen „grounded theory“ oder „gegenstandsbezogene Theoriebildung“ bekannt ist, der Musiktherapie und Musikpsychologie methodisch und theoretisch neue Impulse geben. Diese Forschungsstrategie wurde von *A. Strauss* und *B. Glaser* seit den 60er Jahren entwickelt und beruhte anfangs auf Forschungen, die sie zu Fragen der Interaktion zwischen Klinikpersonal und sterbenden Patienten durchgeführt haben. Heute zählt die gegenstandsbezogene Theoriebildung zu den am besten ausgearbeiteten qualitativen Ansätzen.

Ausgangspunkt von *Glaser* und *Strauss* war eine Kritik an der empirischen Sozialforschung. Sie kritisierten, daß die Sozialforschung große Anstrengungen in die – meist statistisch-quantitative – Überprüfung von Hypothesen investiert und gleichzeitig eine wesentliche Aufgabe, nämlich die Ausarbeitung realitätsadäquater Theorien, vernachlässigt. *Glaser* und *Strauss* sind der Auffassung, daß die große Kluft zwischen Realität, mangelnden oder realitätsfernen Theorien und dem eifrigen Hypothesen-Testen sich nicht durch die Verbesserung von Prüfmethode schließen läßt, sondern durch das Bemühen, realitätsbezogene Theorien zu entwickeln. In ihrer Methode der „grounded theory“ versuchen sie, „Vorschläge für die Entwicklung und Verbesserung von Verfahren der Theoriebildung auszuarbeiten“ (11, S. 106).

Ein Forschungsprozeß nach dieser Methode kann auf verschiedene Weisen beginnen. Ihm kann das Studium einschlägiger Untersuchungen oder Theorien vorausgehen; das muß aber nicht notwendigerweise der Fall sein. Der Forscher sollte mit der Fragestellung möglichst unvoreingenommen und offen, jedenfalls ohne feste Kategorien oder Hypothesen an das Untersuchungsfeld herangehen und mit einer ersten Sammlung von Daten beginnen. Nachdem diese kodiert sind, „werden die ersten Kategorien und ihre Dimensionen gebildet und abgeleitet; diese werden sofort wieder am Forschungsfeld überprüft; gleichzeitig werden weitere Daten gesammelt, interpretiert und

verwertet; Kategorien werden bestätigt, verworfen, verändert oder erweitert; erste Hypothesen entstehen und werden gleichzeitig wieder überprüft: erste Integrationsversuche zur Zusammenfassung der ersten Ergebnisse werden übernommen; die früheren Hypothesen, die zunächst oft recht unzusammenhängend wirken, werden bald integriert und bilden die Grundlage für den entstehenden zentralen und analytischen Bezugsrahmen; dieser analytische Bezugsrahmen wird weiterentwickelt; allmählich entsteht aus ihm die gegenstandsbezogene Theorie." (11, S. 114)

Grundlegend für diese Theoriebildung ist die komparative Analyse, d.h. die Bildung von Vergleichen. Dazu werden nach theoretischen Gesichtspunkten unterschiedliche Vergleichsstichproben herangezogen. Die Sammlung von Daten und empirischen Befunden wird dann abgebrochen, wenn eine Sättigung der entwickelten Theorie erreicht ist, dann also, wenn neue Daten sich unter die bereits entwickelte Theorie fassen lassen und nicht mehr zu ihrer Entwicklung oder Veränderung beitragen.

In diesem Forschungsprozeß, in dem Datensammlung und Datenanalyse Hand in Hand gehen, prüft der Forscher also nicht vorgefaßte Hypothesen, sondern er läßt sich von seinem Untersuchungsgegenstand belehren. Dabei ist auch eine ständige Dokumentation und Reflexion der Forschungspraxis gefordert, die in Form von sog. „Memos“ festgehalten werden und zur Interpretation und Theoriebildung herangezogen werden.

Zu dieser Methode der gegenstandsbezogenen Theoriebildung gibt es übrigens interessante Parallelen in der klinischen Einzelfallforschung, im sog. „inductive clinical theorizing“. Dieser Ansatz der theoretischen Prozeßforschung, der sich auch als „discovery oriented“ bezeichnet, versteht sich als Alternative zu komplizierter Einzelfallstatistik und versucht aus den praktischen Erfahrungen und Beobachtungen der Therapeut/inn/en heraus mit ähnlichen Verfahren wie die „grounded theory“ allgemeinere Theorien oder Modelle zu entwickeln. Auch hier ist das Bestreben typisch, aus dem Handeln der Praktiker zu lernen und so die Kluft zwischen Theorie und Praxis zu überwinden (vgl. 1, S. 262).

Die gegenstandsbezogene Theoriebildung könnte sowohl für die Musiktherapie als für die Musikpsychologie ein Ansatz von großem Nutzen sein, und zwar auf der Ebene der Phänomenbeschreibung, auf der Ebene der Theorie- und Modellbildung und auf der Ebene der praktischen Methoden. Denn auf all diesen Ebenen weisen beide Fächer erhebliche Defizite auf.

Künftige Möglichkeiten

Dabei ist die gegenstandsbezogene Theoriebildung aber nur *ein* methodischer Ansatz unter vielen; es geht auch gar nicht darum, der einen oder anderen Methode global den Vorzug zu geben. Entscheidend scheint mir vielmehr, daß qualitative Forschungsmethoden eine Grundhaltung, einen Denkstil darstellen, über den Musikpsychologie und Musiktherapie methodische Barrieren abbauen und sich nähern können. Es wäre jedoch ein grobes Mißverständnis, quantitative Methoden ablehnen zu wollen, die dort, wo sie angemessen sind, unverzichtbar bleiben.

Abgesehen von den methodischen Fragen gibt es nach wie vor zahlreiche inhaltliche Fragen, die sowohl für die Musikpsychologie als auch für die Musiktherapie von Interesse sind (z. B. Probleme der Rezeptions- und Wirkungsforschung, insbesondere die Überprüfung des musiktherapeutischen Iso-Prinzips, die Einbeziehung von Ergebnissen der Bewältigungsforschung in die Untersuchung des Musikhörens, die Frage nach der Veränderung des musikalischen Erlebens durch psychische Krankheiten u.v.a.m.).

Übrigens ist im Hinblick auf die musikpsychologische Theoriebildung vorstellbar, daß die bislang kaum auf die Musik bezogenen psychoanalytischen Modelle zu neuen Einsichten führen könnten. Während in der Musiktherapie psychoanalytische Denkweisen eine gewisse Verbreitung gefunden haben und auf musiktherapeutische Prozesse angewendet werden, ist dies in der Musikpsychologie nicht der Fall. Die wenigen bisherigen Versuche, etwa das Musikhören oder musikalische Kreativität psychoanalytisch zu beleuchten, wirken bis auf Ausnahmen, wenig überzeugend (s. da-

zu 15, S. 145ff.; 4, S. 81ff. u. 143ff.). Daß psychoanalytische Modelle bisher kaum auf die Produktion und das Erleben von Musik angewendet wurden, mag damit zusammenhängen, daß Freud selbst in seinem Aufsatz „Der Moses des Michelangelo“ von sich sagte, daß er in der Musik fast genußunfähig sei, und meinte, daß sich seine analytische Anlage dagegen sträube, „daß ich ergriffen sein und dabei nicht wissen solle, warum ich es bin und was mich ergreift.“ (5, S. 197). Ein anderer Grund liegt wohl auch darin, daß das Medium der Psychoanalyse die Sprache ist, welcher die nonverbale Form musikalischer Äußerungen und musikalischen Erlebens nicht ohne weiteres zugänglich ist. Aber auch hier gibt es Versuche, Brücken zwischen der nonverbal orientierten Psychoanalyse und der Musiktherapie zu schlagen (8, S. 289).

Wenngleich eine Schwalbe noch keinen Frühling macht, scheint die Hoffnung nicht ganz unbegründet, daß Musikpsychologie und Musiktherapie sich auf dem Wege zur Kooperation befinden.

Literatur

- 1 Auckenthaler, A.: Klinische Einzelfallforschung. In: U. Flick et al. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Psychologie Verlags Union, München 1991, 260–263
- 2 Barthelmes, B., Gembris, H.: Musik – Mode – Lebensstil. In: Musikpädagogische Forschung. Bd. 8: Außerschulische Musikerziehung. Hrsg. G. Kleinen. Laaber-Verlag, Laaber 1987, 17–36
- 3 Basian, H.G.: Leben für Musik. Eine Biographie-Studie über musikalische (Hoch-)Begabung. Schott, Mainz 1989
- 4 Farnsworth, P.: Sozialpsychologie der Musik. Enke, Stuttgart 1976
- 5 Freud, S.: Der Moses des Michelangelo. In: S. Freud: Studienausgabe Bd. X: Bildende Kunst und Literatur. Fischer, Frankfurt 1982, 195–220
- 6 Gembris, H.: Zum Verhältnis Musiktherapie – Musikpsychologie. Standpunkte und Perspektiven. Musikther. Umsch. Bd. 10 (1989) 4–16
- 7 Grimmer, F.: Klavierausbildung im Spiegel subjektiver Deutung. Zur Auseinandersetzung mit eigener Lern- und Bildungsgeschichte von Musikstudierenden in der Lehrerbildung. In: Musikpädagogische Forschung. Bd. 8: Außerschulische Musikerziehung. Hrsg. G. Kleinen. Laaber-Verlag, Laaber 1987, 65–78
- 8 Kächele, H., Scheytt-Hölzer, N.: Sprechen und Spielen – Verbale und nonverbale Aspekte des musiktherapeutischen Prozesses. Musikther. Umsch. Bd. 11 (1990) 286–295
- 9 Kleinen, G.: Musik in deutschen Wohnzimmern. In: Musikpsychologie. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie. Bd. 2. Hrsg. K.E. Behne, G. Kleinen, H. de la Motte-Haber. Heinrichshofen, Wilhelmshaven 1985, 15–40
- 10 Kleinen, G., Schmitt, R.: „Musik verbindet“. Musikalische Lebenswelten auf Schülerbildern. Die Blaue Eule, Essen 1991
- 11 Lamnek, S.: Qualitative Sozialforschung. Bd. 1: Methodologie. Psychologie Verlags Union, München 1988
- 12 Motte-Haber, H. de la: Handbuch der Musikpsychologie. Laaber Verlag, Laaber 1985
- 13 Petersen, P. (Hrsg.): Ansätze kunsttherapeutischer Forschung. Springer, Berlin 1990
- 14 Petersen, P.: Kunsttherapeutisches Handeln und künstlerische Therapieformen als Gegenstand der Forschung. Bericht über ein Forschungssymposium. In: P. Petersen (Hrsg.): Ansätze kunsttherapeutischer Forschung. Springer, Berlin 1990
- 15 Rauchfleisch, U.: Mensch und Musik. Versuch eines Brückenschlags zwischen Psychologie und Musik. Amadeus, Winterthur 1986
- 16 Tüpker, R.: Ich singe, was ich nicht sagen kann. Zu einer morphologischen Grundlegung der Musiktherapie. Bosse, Regensburg 1988
- 17 Tüpker, R.: Auf der Suche nach angemessenen Formen wissenschaftlichen Vorgehens in kunsttherapeutischer Forschung. In: P. Petersen (Hrsg.): Ansätze kunsttherapeutischer Forschung. Springer, Berlin 1990, 71–86

Prof. Dr. Heiner Gembris, Musikwissenschaftliches Seminar der Univ. Münster,
Schloßplatz 6, 4400 Münster